

Wolfgang Teubert

# Die Bedeutung von Liebe

Das delicate Gleichgewicht zwischen öffentlicher Sphäre und Privatsphäre, so konstatiert der amerikanische Soziologe Richard Sennett in dem Buch »Verfall und Ende des öffentlichen Lebens«, ist über eine lange Zeit hin zunehmend ausgehöhlt worden. »Heute dominiert«, schreibt Sennett, »die Anschauung, Nähe sei ein moralischer Wert an sich. Es dominiert das Bestreben, die Individualität im Erlebnis menschlicher Wärme und in der Nähe des anderen zu entfalten. Es dominiert ein Mythos, demzufolge sich sämtliche Mißstände der Gesellschaft auf deren Anonymität, Entfremdung, Kälte zurückführen lassen. (...) Soziale Beziehungen jeder Art sind um so realer, glaubhafter und authentischer, je näher sie den inneren, psychischen Bedürfnissen des einzelnen kommen.« Psychologische Kategorien wie Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit, auch Nettigkeit bestimmen heute weitgehend in Politik, Beruf und Privatsphäre das gesellschaftliche Leben. Wo indessen immer wichtiger wird, wie man sich fühlt, wächst auch der Wunsch zu wissen, welche Gefühle die Mitmenschen einem entgegenbringen. Zwischenmenschliche Beziehungen gelten als um so wertvoller, je mehr man sich auch emotional dem Mitmenschen enthüllt. Es entsteht, wie Sennett sagt, eine Tyrannei der Intimität. In einem solchen Klima muß auch das Thema partnerschaftlicher Liebe an Bedeutung gewinnen.

Diese Einschätzung wird von einem Soziologen ganz anderer Provenienz, nämlich von Niklas Luhmann, unterstützt. Er kennzeichnet in seiner Untersuchung »Liebe als Passion« das Charakteristische heutiger Liebesbeziehungen als »zwischenmenschliche Interpretation«, und das heißt für ihn: »Personen senken im Verhältnis zueinander die Relevanzschwelle mit der Folge, daß das, was für den einen relevant ist, fast immer auch für den anderen relevant ist.« Wo früher Liebende, denken wir nur an Werther, mit Vorliebe miteinander geschwiegen haben, finden wir heute einen hohen »Grad an Verbalisierung der Liebesverhältnisse«. »Liebende können unermüdlich miteinander reden, weil alles Erlebte mitteilenswert ist und kommunikative Resonanz besitzt.« Wenn »die Fähigkeit, über sich selbst zu reden, ... Voraussetzung für den Beginn einer Intimbeziehung« zu sein scheint, gewinnt die alte Frage nach der Aufrichtigkeit der kommunizierten Inhalte eine neue Dimension. Angesichts ständig wechselnder Stimmungslagen wächst der Zweifel an der Authentizität, an der Echtheit der eigenen Gefühle. Wird nicht, wer von solchen Selbstzweifeln geplagt ist, auch an den Aufrichtigkeitsbeteuerungen des anderen verzweifeln? Und stellt nicht jeder Versuch, das, was man fühlt, zu versprachlichen, eine Verfälschung des empfundenen Gefühls dar? Wie kann der, der nicht weiß, ob das, was er selbst empfindet, Liebe ist, den Bekenntnissen des Partners Vertrauen schenken? »Echtheit der Empfindung«, sagt Peter Auer in seinem Artikel »Liebeserklärungen«, »fordert eine Sprache, die die Liebenden mit niemandem teilen – schließlich nicht einmal mehr untereinander«. Ist Liebe am Ende nur ein Phantom?

Als sie von ihrer Mutter gefragt wurde, wie sie sich denn ihre Ehe wünsche, antwortete Effie Briest: »Ich bin ... nun, ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht sein können, weil Liebe, wie Papa sagt, doch nur ein Papperlapapp ist (was ich aber nicht glaube), nun, dann bin ich für Reichtum und ein vornehmes Haus (...).« Wenn Liebe nicht nur ein Papperlapapp ist, was ist sie dann? Was meint Effie Briest mit der Liebe, die sie sich wünscht?

Die Frage nach der Bedeutung von partnerschaftlicher Liebe, auf die wir uns hier beschränken, stellt sich dem Sprachwissenschaftler zunächst nicht anders als nach der Bedeutung anderer Wörter. Er wird auf die Wörterbücher verweisen. Im sechsbändigen »Duden – Großes Wörterbuch der deutschen Sprache« wird 1978 partnerschaftliche Liebe so erklärt: »Auf starker körperlicher, geistiger, seelischer Anziehung beruhende Bindung an einen bestimmten Menschen (des anderen Geschlechts), verbunden mit dem Wunsch nach Zusammensein, Hingabe o. ä.« Ähnlich auch 1984 im zweibändigen Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (Berlin-Ost): »Starkes Gefühl der Zuneigung zu einer Person des anderen Geschlechts, das auf der innigsten Beziehung zwischen Mann und Frau sowie auf dem Geschlechtstrieb beruht.« Doch bleiben diese Erklärungsversuche seltsam flach und unbefriedigend – Wörter wie Anziehung, Bindung, Hingabe und Zuneigung sind unbestimmbare Chiffren und kaum geeignet, das Geheimnis der Liebe zu entschlüsseln.

Das soll und kann auch hier nicht geschehen. Stattdessen sprechen wir verschiedene allgemeine Fragen an, die sich im Zusammenhang mit der Bedeutung eines Wortes wie Liebe stellen, und versuchen anschließend, uns der Bedeutung des Wortes Liebe dadurch zu nähern, daß wir typische Gesprächsmuster analysieren, in denen von Liebe die Rede ist.

## Zum Bedeutungsproblem von Gefühlswörtern

Was macht Gefühlswörter wie Liebe aus linguistischer Sicht so interessant? Es ist das Problem ihrer Bedeutung. Wörter, die konkrete Dinge bezeichnen, lassen sich relativ leicht beschreiben. Ein Stuhl ist beispielsweise ein Gegenstand, der dazu gemacht ist, daß man darauf sitzen kann. Zwar mag es ganz unterschiedliche Stühle geben, solche mit nur drei Beinen, mit Armlehnen, Puppenhaustühle, solche aus Holz, Plastik oder Stahl. Normalerweise haben wir aber keine Schwierigkeit, einen Stuhl zu erkennen und ihn von einem Tisch zu unterscheiden.

Wörter, die abstrakte Sachverhalte wie Gerechtigkeit, Bildung oder Freiheit bezeichnen, sind schwieriger zu definieren. Was Freiheit bedeutet, mag zunächst vage erscheinen; im Verlaufe eines Gesprächs kann sich herausstellen, daß die Beteiligten unterschiedliche Bedeutungen verwenden. Ist der Diskurs über Freiheit noch so kontrovers, eine sinnvolle Diskussion wird immer soweit möglich sein, als es den Gesprächsteilnehmern gelingt, die Bedeutungsunterschiede offenzulegen.

Fachwörter gehören wieder in eine andere Kategorie. Wenn ich wissen will, was eine Eibe von einer Esche unterscheidet, muß ich mich an den Experten wenden, an den Förster beispielsweise. Eine Diskussion über die Bedeutung solcher Wörter unter Nichtfachleuten, die nicht mehr wissen, als daß Eibe und Esche Laubbäume sind, muß unergiebig bleiben. Verhalten sich Gefühlswörter vielleicht ähnlich wie Fachwörter? Muß ich mich an den Experten, an den Psychologen, wenden, um herauszufinden, ob das, was ich empfinde, Kummer oder vielleicht doch eher Gram ist? Weiß der Psychologe, was Liebe ist? Ist er der Experte für Fragen wie diese:



- Was genau fühle ich, wenn ich liebe?
- Woran kann ich erkennen, daß ich liebe?
- Kann ich mich über mein Gefühl täuschen?
- Kann ich jemanden nur für eine Nacht lieben, oder setzt Liebe die Dauer von wenigstens einem Monat voraus?
- Kann ich zwei Menschen zur selben Zeit lieben?
- Lieben Frauen genauso wie Männer?
- Gehört zur Liebe Leidenschaft?

Seltsamerweise haben Jugendliche anscheinend wenig Schwierigkeiten, zu erkennen, was Liebe bedeutet. Ohne in Wörterbücher zu schauen, wissen sie mit 15 oder 16 Jahren spätestens, was Liebe ist, oder behaupten es wenigstens. Wie lernen sie es, wenn es stimmt, daß das, was man tief drinnen im Herzen fühlt, nicht sprachlich zu vermitteln ist? Man hat ihnen gesagt, was ein Stuhl ist, man hat ihnen erklärt, was Freiheit und Gerechtigkeit ist, und vielleicht hat man sie sogar den Unterschied zwischen Eibe und Esche gelehrt. Auf das, was sie fühlen, wenn sie lieben, sind sie allein gekommen.

Es können daher nicht nur die körperlichen Empfindungen sein, nicht nur das, was wir tief drinnen im Herzen fühlen, was die Essenz des Liebesbegriffs ausmacht. Vielmehr gilt es, den Blick auf die äußerlichen Erscheinungsformen der Liebe zu richten. Wenn sich zwei Menschen küssen, wenn sie sich auf besondere Weise in die Augen sehen, wenn der Mann seinen Arm der Frau um die Schulter legt, wenn sie jung und schön sind und wenn im Hintergrund die Sonne im Meer versinkt, kann es sich nur um Liebe handeln. Jeder hat solche Beschreibungen oft genug in billigen Romanen gelesen, hat die Szenen dutzendmal im Kino gesehen, hat gesehen, wie sich Menschen so verhalten. Hat man erst die Semiotik, das Zeichensystem der Liebe durchschaut, erschließt sich einem auch die Semantik, die Bedeutung von Liebe. Jugendliche lernen Liebe, indem sie in prototypischen Situationen die Verhaltensmuster Liebender imitieren. Die Gefühle, die sie dabei erfahren, werden sie Liebe nennen.

Was es so schwer macht, Gefühle wie Liebe zu beschreiben, ist ihre Doppelgesichtigkeit: Gefühle können nur von außen betrachtet werden; sie können nur an den jeweils für sie typischen Merkmalen menschlicher Interaktion erkannt werden. Doch der Rückschluß auf innere emotionale Befindlichkeiten ist problematisch. Wir wissen von Schauspielern, daß sie Gefühle oft besser darstellen können als Menschen, die emotional wirklich betroffen sind. Gleichwohl werden Gefühle nur dann als echt anerkannt, wenn der Betroffene glaubhaft machen kann, daß er sie auch wirklich empfindet. Was er da empfinden soll, kann keiner erklären. Es muß sicher mehr sein als erhöhte Pulsfrequenz und ein pochendes Herz; denn das kann viel bedeuten: erste Verliebtheit, Furcht, Ärger, hoher Blutdruck oder Treppensteigen. Herzklopfen, Sexualtrieb und ein spezifischer Hormonspiegel müssen ihre Ergänzung finden in einem Verhalten, das konventionell zu Liebe gehört, eingebettet in eine Situation, in der nach gesellschaftlicher Tradition Liebe möglich ist, und begleitet von persönlichen Erinnerungen an eigenes früheres Erleben oder an die Aneignung prototypischer kollektiver Muster, wie sie Roland Barthes in seinen »Fragmenten einer Sprache der Liebe« beschrieben hat.

Jeder kennt solche Szenarien, wo nicht aus eigener Anschauung, so wenigstens aus der Literatur, an deren Handlungsschilderungen er als Lesender, als Miterlebender teilhatte. Für die erste Begegnung, für den Flirt, für die Liebeserklärung, für das Warten auf eine Nachricht, für die Geborgenheit in der Idylle, für den Abschied Liebender (alles Fragmente des Liebesgeschehens im Sinne Roland Barthes') gibt es Muster, an denen wir uns bewußt oder unbewußt orientieren, die wir assoziieren, die ihren Einfluß auf unser Fühlen entfalten, so wie ein unvermuteter Geruch, dem wir auf fremder Straße begegnen, eine Stimmung wachzurufen vermag, auch wenn wir uns nicht an die Situation erinnern können, wo wir ihn in ferner Vergangenheit einmal antrafen.

Welches Empfinden für Liebe charakteristisch ist, was ich also fühlen muß, damit ich die Bezeichnung Liebe korrekt anwende, weiß auch der Psychologe nicht. Denn damit er es wissen könnte, müßte so etwas wie Liebe als quasientologische Entität, als etwas gleichsam Reales also, existieren, unabhängig von dem Wort Liebe und den sprachlichen Verwendungsregeln, die für dieses Wort gelten. Die Laubbäume Eibe und Esche lassen sich durch charakteristische Merkmale, die selber nicht sprachlich sind, unterscheiden, die Gefühle Kummer und Gram nicht. Kleinkinder, die noch nicht sprechen können, können auch nicht lieben, wenigstens nicht lieben in dem Sinn, in dem wir sagen: Peter liebt Maria. Sie empfinden weder Kummer noch Gram. Das heißt nicht, daß sie gefühllos sind. Sie kennen sehr wohl das Gefühl des Wohlbefindens und des Unwohlseins, denn die Fähigkeit, diese Gefühle zu empfinden, ist angeboren. Aber ob beispielsweise das Unwohlsein als Kummer, Gram, Traurigkeit, Melancholie, Niedergeschlagenheit oder Depression erlebt wird, hängt von den Szenarien ab, in denen das Unwohlsein auftritt. Wenn etwa einem jungen Mädchen der Liebste davonläuft, wird sie Kum-

mer haben oder traurig sein, sich aber sicher nicht grämen. Gram empfindet dagegen der Großvater im Altersheim, wenn er von Kindern und Enkeln vernachlässigt wird. Die Anthropologen glauben herausgefunden zu haben, daß manche Gefühle in der ganzen Menschheit verbreitet sind, andere wieder kulturspezifische Ausprägungen allgemeinerer emotionaler Befindlichkeiten sind. Daß man sich schämt, wenn man eine gesellschaftliche Konvention verletzt hat und dabei ertappt wird – etwa beim Schwarzfahren in der Straßenbahn – scheint für alle Kulturen zu gelten: Erröten, gesenkter Blick, erhöhter Puls, der Drang sich zu entfernen, kann in praktisch jeder Gesellschaft nachgewiesen werden.

## Liebe: überall und immer dasselbe?

Partnerschaftliche Liebe dagegen ist kulturspezifisch. Daß sich 15-Jährige lieben, halten wir für normal; auch wenn wir Älteren eher von jugendlicher Verliebtheit sprechen, akzeptieren wir, daß die Jugendlichen ihr Gefühl als Liebe bezeichnen. In der hindustanischen Gesellschaft Indiens gibt es dazu kein Pendant. Liebe entsteht dort im Regelfall erst im allmählichen Kennenlernen und zunehmender Vertrautheit, nachdem das verheiratete Paar zusammengezogen ist. Abgesehen von den westlich orientierten indischen Metropolen gibt es keinen gesellschaftlich akzeptierten Raum für voreheliche Intimität und offensichtlich auch kein Bedürfnis danach. Zwar rezipiert auch dort die Jugend westliche Liebesmuster, wie sie in Romanen und vor allem Filmen vorgeführt werden; die indischen Jugendlichen selbst halten aber das dort gezeigte Paarverhalten für eine sozialschädliche Torheit, im besten Fall für ein harmloses, aber unechtes Spiel, im schlimmsten Fall für eine bedrohliche Leidenschaft ähnlich der Drogensucht. Sie glauben zu wissen, daß es wahre Liebe nicht sein kann, was sie da sehen, denn wahre Liebe entfaltet sich erst in der Ehe.

Von Kultur zu Kultur, von Epoche zu Epoche äußert sich Liebe in anderen Mustern, so daß durchaus zu fragen ist, ob es dabei Elemente gibt, die konstant bleiben und ob diese Elemente nicht eher mit von außen beobachtbaren partnerschaftlichen Verhaltensweisen als mit emotionalen Befindlichkeiten zu tun haben. Ebenso wie die Inder unserem heutigen, weitgehend eheunabhängigen Liebeskonzept die Echtheit des Gefühls absprechen, halten wir Europäer heute die galante Liebe des Rokoko für ein künstliches Spiel, in dem das Gefühl der Liebe nur simuliert wurde.

Andererseits finden wir immer wieder Texte aus anderen Kulturen und Epochen, in denen der heutige Leser glaubt, die Liebe zu erkennen, mit der er vertraut ist. Einer der ältesten Belege für Liebe aus dem abendländischen Kulturkreis ist ein Gedicht, das etwa um 950 v. Chr. auf einem ägyptischen Papyrus überliefert ist, also etwa zeitgleich mit dem Hohelied Salomonis entstanden ist. Dieses Gedicht enthält einen Topos, der sich über Jahrtausende in der Liebeslyrik erhalten hat, nämlich den, daß Liebe, die nicht erfüllt ist, eine Krankheit ist, die den Menschen befällt und aus der er sich, wenn sie nicht erfüllt wird, aus eigener Kraft kaum befreien kann.

Sieben Tage lang habe ich die Geliebte nicht gesehen!  
Das Leid hat mich niedergestreckt.  
Meine Glieder sind lahm,  
Mein Leib ist mir fremd.

Kämen berühmte Ärzte zu mir,  
Gäben ihre Heilmittel meinem Herzen keine Linderung  
Selbst Zauberer fänden keinen Weg,  
Da sie mein Leid nicht erkennen.

Wer mir sagte: »Sie kommt«, belebte mich.  
Ihr Name ist es, der mich aufrichtet.  
Das Kommen und Gehen ihrer Boten ließe mein Herz aufleben.  
Meine Geliebte bewirkte mehr als alle Medizin,  
Mehr ist sie für mich als das Arzneibuch,  
Mein Heil, käme sie von draußen herein!

Siehe sie ist da! Ich genes:  
Sie öffnet die Augen, ich blühe auf.  
Sie spricht, ich komme zu Kräften!  
Ich nehme sie in die Arme, mein Leid ist dahin!

Doch sie verließ mich vor sieben Tagen ...

(Übersetzung: Philippe Derchain)

Die vorletzte Strophe: »Siehe sie ist da! ... ich nehme sie in die Arme, mein Leid ist dahin!« haben wir als eine Traumphantasie zu verstehen, der dann die schmerzliche Realität gegenübergestellt wird: »Doch sie verließ mich vor sieben Tagen ...«. Der Mann, der hier spricht, ist verzweifelt. Die Geliebte ist ihm seit sieben Tagen fern, und es gibt kein Medikament, keinen Zauberspruch, der ihn von seiner Liebe heilen könnte. Dabei haben wir nicht das Gefühl, daß er die Hoffnung auf ihre Wiederkehr aufgegeben hat; er träumt von ihr und er weiß, daß, wenn sie wieder bei ihm ist, sein Leid vorüber ist.



Der Optimismus mag heute vergangen sein, doch das Thema ist immer noch aktuell. Ein Gedicht von Ulla Hahn, das zuerst 1983 erschienen ist, trägt die Überschrift »Verschreibungspflichtig«:

Jetzt bin ich ganz ruhig

Ich nahm sechs Tage lang  
morgens mittags und abends  
drei davon  
verlor ich mein Herz  
an einen Chemiekonzern aber  
auf pflanzlicher Basis schossen  
Mäglöckchen Rosmarin Roßkastanie  
aus allen Herzkammern  
auf dich das traf  
bis du Ruhe gabst  
mich jeder Schuß  
ein Treffer ins Schwarze

Jetzt bin ich ganz ruhig

Mein muskulöses Zentralorgan  
in einem Meer von Baldrian  
reimt sich nicht mehr  
auf Schmerz.

Hier spricht eine Frau, die weiß, daß ihr Geliebter nicht zurückkehrt. Auch hier sind es symbolische sieben Tage nach der Trennung, als sie uns mitteilt, daß sie nun den Krankheitszustand unerfüllter Liebe überstanden hat. Ihr haben vordergründig die Medikamente eines Chemiekonzerns geholfen. Sie haben ihr Herz reduziert vom symbolischen Ort der Gefühle auf ein physiologisches muskulöses Zentralorgan, das für emotionalen Schmerz nicht mehr zuständig ist.

Das Gefühl von Liebe, ist es wirklich gleich geblieben? Wir wissen über die Gesellschaft im neueren ägyptischen Reich zu wenig, um zu wissen, was Liebe für die Menschen damals bedeutet hat. Der Altägyptologe, der diesen Text übersetzt hat, weist darauf hin, daß angesichts des unzulänglichen Kenntnisstands der ägyptischen Sprache manches Vermutung bleiben muß.

Die meisten Bedeutungen von Liebe, die sich im Lauf der abendländischen Geschichte ausgebildet haben, wirken fort und prägen noch heute unser Bewußtsein. Liebe ist ein kurzer Sinnenrausch, aber auch lebenslange gegenseitige Zuneigung; sie ist dem Gefühl unterworfen und von der Vernunft gesteuert. Liebe ist zugleich rein und unrein; sie ist satanische Verstrickung oder göttliche Fügung. Liebe ist erlernbar oder sie ist in uns angelegt; Liebe ist dem Willen unterworfen und kommt über uns wie ein Naturereignis. Jedes dieser Konzepte hat in der abendländischen Kulturgeschichte eine Rolle gespielt und in der Literatur bis in unsere Gegenwart die Semiotik von Liebe geprägt. Bei aller innerer Widersprüchlichkeit sind sie für den heutigen Menschen zu einer einzigen, amorphen Vorstellung verschmolzen, die solange unangetastet bleibt, bis die Widersprüche in einem Kommunikationskonflikt zutage treten. Dann kann es zwar geschehen, daß man sich bewußt wird, je nach Situation, Handlungsabsicht und vielleicht auch Lebensalter anders über Liebe zu sprechen. Die Regel ist es indessen nicht. Will man eine Liebesbeziehung eingehen, redet man anders, als wenn man sie aufgeben will. Steht man im Begriff, verlassen zu werden, sieht man in Liebe etwas anderes, als wenn man sich einer Liebesbeziehung verweigert. In jedem Fall glaubt man jedoch genau zu wissen, was Liebe ist. Was man bei anderer Gelegenheit gesagt hat, ist vergessen.

## Ist Liebe ein Gefühl?

Es liegt daher nahe, die Frage zu diskutieren, ob in alltäglicher Rede Gefühlswörter wie Liebe überhaupt verwendet werden, um Gefühle zu beschreiben, oder ob sie nicht eher als Interpretationskonzepte von Handlungsmustern zu verstehen sind. Auch Errol Bedford, Vertreter der Analytischen Philosophie, ist der Auffassung, daß mit dem Gebrauch von Emotionswörtern nicht das Vorhandensein eines Gefühls ausgesagt wird. Seiner Ansicht nach werden Gefühlswörter häufig zur Interpretation eines Verhaltens verwendet, das in einem gegebenen sozialen Kontext als erklärungsbedürftig angesehen wird. Solches Verhalten könne mit Hilfe des Emotionsvokabulars Wertschätzung oder Kritik erfahren. Betrachten wir die folgenden Sätze:

Daß Peter Inge liebt, sieht man schon daran, daß er ihr jeden Wunsch von den Augen abliest.

Wenn du mich wirklich lieben würdest, hättest du gestern Abend meine Mutter freundlicher begrüßt.

Die Sprecher dieser Sätze, gäbe es sie wirklich, gehen vermutlich davon aus, daß sie hier über ein Gefühl gesprochen haben. In Wirklichkeit haben sie jedoch Handlungen interpretiert und gewertet. Denn nicht das Gefühl, nur das Verhalten läßt sich von außen beob-

achten. Zum Verhalten des liebenden Mannes könnte beispielsweise gehören, daß er der geliebten Frau jede Woche einen Blumenstrauß mitbringt, daß er ihr jeden Wunsch von den Augen abliest oder daß er die Schwiegermutter freundlich begrüßt.

Liebe ist ein sozial positiv bewerteter Zustand, der nach gängiger Meinung vorhanden sein muß, um individuell angenehme Zustände wie intimes Zusammensein und das Fortbestehen einer Beziehung zu rechtfertigen. Da das Vorhandensein des Gefühls nicht direkt zu beweisen ist, hat man es durch sein Verhalten, also durch Handlungen glaubhaft zu machen. Der andere hat kein Recht, an meiner Liebe zu zweifeln, solange ich ihm jeden Wunsch von den Augen ablese. Er hat einen Anspruch darauf, daß ich bestimmte Handlungen vollziehe, etwa die Schwiegermutter freundlich begrüße. In den beiden obengenannten Sätzen wird *lieben* in der Tat zur Interpretation von Handlungen verwendet.

Wenn man das Ausführen und Unterlassen bestimmter Handlungen einer Person als Liebe interpretiert, *lieben* somit als Handlungskonzept auffaßt, wird man diesem Handlungskonzept allerdings Absichtlichkeit im üblichen Sinne, also die planmäßige Gerichtetheit dieses Handelns auf ein bestimmtes Ziel hin, nicht unterstellen wollen. Wenn jemand sagt, er habe sich dazu entschlossen, die Person X zu lieben, um dadurch in den Genuß intimen Beisammenseins mit ihr zu gelangen, gilt diese Liebe als nicht authentisch. Liebe hat spontan zu entstehen und soll frei von Zweckdenken sein. Dies gilt auch für die diesem Liebeskonzept zugeordneten Handlungen. Der mitgebrachte Blumenstrauß etwa entwertet sich, wenn er erkennbar nur den Fortbestand der Beziehung sichern soll. Er bedeutet nur dann etwas, wenn man ihn mitbringt, weil man den anderen liebt. Wenn ich erkannte Wünsche des Partners zu erfüllen suche, muß ich es aus Liebe tun und nicht etwa, weil ich vor der Unzufriedenheit meines Partners Ruhe suche. Selbst planmäßiges Handeln wie das Gedenken an den Hochzeitstag gewinnt durch Liebe den Rang einer spontanen Aktivität.

Der Auffassung von Liebe als Interpretationskonzept für ein Handlungsmuster scheint zu widersprechen, daß die stereotype Bedeutung von Liebe die eines Gefühls besonderer Zuneigung ist. Sprecher und Hörer glauben, daß von einem Gemütszustand die Rede ist. Man glaubt, daß die anderen genau wissen, was mit diesem Gemütszustand gemeint ist, weil sie anscheinend so selbstverständlich sich und anderen Liebe zuschreiben können. Wenn man sich dann selbst fragt, ob man liebt, gerät man notwendig ins Zweifeln, denn offenbar hat man gegenüber dem Partner nicht ständig das Gefühl, das mit der Vorstellung von Liebe verbunden ist, verwirklicht also nicht ständig das Stereotyp der Eigenschaften, die zum Konzept Liebe in der Kulturgemeinschaft gehören. Der gebildete Bürger, der diesen Widerspruch zwischen der gesellschaftlichen Realität und der von derselben Gesellschaft produzierten prototypischen Liebe, wie sie uns bei Courths-Mahler, in der Love Story oder in der Schwarzwaldklinik entgegentritt, nicht auflösen kann, sucht in dieser verzweifelter Lage den Weg zum Psychotherapeuten und eröffnet ihm:

Ich glaube, ich kann gar nicht richtig lieben.

In dieser besonderen Situation geht es dem Klienten in der Tat um den Gemütszustand, um die Spezifika, die dieses Gefühl ausmachen. Der Therapeut weist vielleicht darauf hin, daß natürlich auch die Gemütszustände anderer Menschen von deren momentaner Interessenlage gesteuert werden und daher auch Stimmungsschwankungen unterliegen. Der insoweit beruhigte Klient wird nun mit gemehrten Zweifeln am Gemütszustand seines Partners häufiger die Frage stellen:

Liebst du mich?

je nach Situation in Verknüpfung mit den Adverbien *noch*, *eigentlich* oder *wirklich*.

Der geübte Partner weiß, daß hier die einfache Bejahung nicht ausreicht. Auch wenn er sagen würde:

Ja, ich habe doch deine Mutter gestern Abend freundlich begrüßt.

wäre die Frage nicht angemessen beantwortet, denn sie bezieht sich hier nicht auf das Handlungskonzept Liebe. Doch auch die Antwort:

Gewiß doch, meine Gefühle für dich sind immer noch die alten.

vermag kaum zu befriedigen. Denn es geht unversehens nicht mehr um das Konzept des Gefühlszustands Liebe, sondern plötzlich darum, daß ein bestimmter Sprechakt, nämlich der der Liebesbekundung erwartet wird, der, ungeachtet der Verbalisierung im Einzelfall, die klassische Form hat:

Ich liebe dich.



Es gibt, so scheint es, verschiedene Verwendungsweisen für die Wörter Liebe und lieben. Wenn wir über Dritte sprechen, interpretieren und bewerten wir beobachtbare Verhaltensweisen. Gegenüber einem Therapeuten, vielleicht auch einem Freund, in manchen Situationen auch gegenüber dem Partner, versuchen wir das, was wir fühlen, zu reflektieren und zu verbalisieren. Beschränkt auf den partnerschaftlichen Gebrauch ist indessen die sogenannte Liebeserklärung, ein Sprechakt ganz eigentümlicher Qualität. Er drückt weder ein Gefühl aus noch bewertet er ein Handlungsmuster. Vielmehr liegt seine Funktion darin, wenn er zum ersten Mal gegenüber einem Menschen geäußert wird, daß hier eine Beziehung konstituiert werden soll; er war daher auch, von einem Mann ausgesprochen, im frühbürgerlichen Diskurs gleichbedeutend mit einem Heiratsversprechen. Noch um die Jahrhundertwende, als er längst vorwiegend der Beischlafer-schleichung diene, heißt es in der Zeitschrift *Simplizissimus*:

Das ist das ewige Mißverständnis: Der Mann sagt: Ich liebe dich – und das Weib antwortet: Ja, du darfst mich heiraten.

Liebeserklärungen sind, sollen sie als Sprechakt erfolgreich sein, grundsätzlich Paarsequenzen, wie Peter Auer sagt. Das zeigt sich besonders, wenn sie in einer bereits konstituierten Beziehung auftreten, typischerweise bei räumlicher Trennung, beim Abschied oder Wiedersehen oder wenn es Streit gegeben hat. Ihrer Funktion, die Beziehungstiftung zu erneuern, können sie nur gerecht werden, wenn sie reziprok, das heißt ebenfalls mit einer Liebeserklärung, erwidert werden. Jede Abweichung davon, besonders aber Schweigen, bedeutet, daß die Beziehung infragegestellt ist. Pathologisch wird die Liebeserklärung, wenn der Sprecher glaubt, er gäbe nur seinem Gefühl Ausdruck. Dann nämlich sieht er nicht, daß er »den

Anderen unter Zugzwang« stellt, daß er von ihm eine Sprechhandlung abfordert, die nach üblichem Liebesverständnis spontan zu erfolgen hat.

Wenn es heute eine Krise der Liebe gibt, könnte das mit der allgemeinen Psychologisierung gesellschaftlicher Beziehungen zu tun haben. Relevanter als die Gefühle ist und bleibt jedoch die Angemessenheit des Handelns. Nur Handeln und Verhalten, nicht aber ein Gefühl, läßt sich im Gespräch vermitteln. Das gilt auch für die Liebe. Errol Bedford merkt hierzu an, »daß wir meiner Ansicht nach weder tatsächlich etwas darauf geben, noch etwas darauf geben sollten, ob jemand behauptet, seine Frau zu lieben, wenn sein Verhalten in keiner Weise dafür spricht«. Auf diesem Hintergrund über das Wesen der Liebe nachzudenken, mag dazu beitragen, der von Richard Sennett befürchteten Tyrannei der Intimität zu entgehen. Die Liebe wird dadurch kein Papperlapapp; wir mögen grübeln, soviel wir wollen – ihr Geheimnis gibt sie nur dem Liebenden preis.

#### Literaturhinweise

- Peter Auer: Liebeserklärungen. Oder: Über die Möglichkeiten, einen unmöglichen sprachlichen Handlungstyp zu realisieren. In: *Sprache und Literatur* 61 (1988), S. 11–31.
- Roland Barthes: *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt a. M. 1984.
- Errol Bedford: *Emotionen*. In: Gerd Kahle (Hrsg.): *Logik des Herzens. Die soziale Dimension der Gefühle*. Frankfurt a. M. 1981, S. 82–107.
- Ulla Hahn: *Spielende*. Stuttgart 1983.
- Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt a. M. 1983.
- Duden – *Großes Wörterbuch der deutschen Sprache*. Mannheim 1976–1981.
- Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin (Ost) 1984.